

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 8-9

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nis des Italienischen aber bloß als erwünscht bezeichnet wurde, was das sprachliche Ehrgefühl der Tessiner ein wenig verletzte. Bundesrat Haab hat die Ungeschicklichkeit als solche erklärt, andererseits hat aber auch, was sehr erfreulich ist, der Donere in Bellinz vor Ueberschätzung der Wichtigkeit solcher Fälle gewarnt und den guten Willen der Kreisverwaltung in Schutz genommen gegen kleinliche Verdächtigungen. Die Sache wäre kaum erwähnenswert, wenn uns nicht bei dieser Gelegenheit die Genfer Tribune eine Ehre erwiesen hätte. Sie widmet im Zeitalter des Papiermangels, freilich mit einiger Mühe, dem Falle eine Spalte und tut sich dann etwas zu gute auf den köstlichen Witz, es wäre am einfachsten, wenn der Bundesrat mit seinen Vollmachten von den Tessinern verlangte, daß sie alle in drei Tagen Deutsch lernten. Diese Lösung wird unterbreitet „à l'examen du Deutsch-Sprachverein!“ — Anstoß nehmen die Tessiner immer noch an den dortigen deutschen Eisenbahnerschulen. Nationalrat Bertoni hat einen neuen Angriff auf diese in Aussicht gestellt, vorläufig aber erst die geringe Stundenzahl und den Ausdruck „fremde Sprache“ für das Italienische angefochten; Bundesrat Haab hat die Schulen in Schutz genommen.

Die Auseinandersetzung unseres Vorsitzers mit der Schriftleitung der *Indépendance helvétique* über das Grüßen unserer Bataillonsfahnen geht uns nicht unmittelbar an, aber der Gegenstand ist vielleicht doch geeignet, den Unterschied zwischen Deutsch und Welsch und das Wesen vieler unserer Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen etwas zu beleuchten. Die Schriftleitung hatte also einem jungen Offizier Recht gegeben, der einem Flegel den Hut heruntergeschlagen hatte, weil er die Fahne nicht begrüßt habe; Herr Blocher gibt ihm Unrecht, da einen toten Gegenstand zu grüßen an Heidentum und Fetischverehrung erinnere; jedenfalls könne man ein guter Schweizer sein, ohne die Sitte mitzumachen, in der deutschen Schweiz sei das nun einmal nicht gebräuchlich. — Daß das Grüßen in Genf gebräuchlich ist und in Zürich nicht, ist doch etwas bezeichnend für romanische und germanische Schätzung — nicht des Vaterlandes, sondern — der Formen des Gefühlsausdrucks. Wie leicht be- (und ver-) urteilen wir einen Menschen einfach auf eine einzelne oder wiederholte Ausübung oder Nicht-Ausübung einer einzelnen Form hin! Die Gründe der Grußverweigerung können so gewesen sein, daß der Betroffene die Lehre wirklich verdiente, sie können aber auch anders gewesen sein; denn gewohnt sind wir Deutschschweizer das nun einmal nicht (wir haben erst ein wenig angefangen uns daran zu gewöhnen) und glauben doch Vaterland und Gesittung ebenso hoch zu halten wie die grüßenden Welschen. Ob es eine gute Gewohnheit sei, darüber kann man wohl in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Ist nicht der Vergleich mit dem Fetisch etwas stark? Wir werden ja besser tun, die Zahl der toten Gegenstände, die wir grüßen wollen, möglichst klein zu halten, aber soviel Einbildungskraft bringen wir doch wohl auch noch auf, daß wir in einem toten Gegenstand einen lebendigen Gedanken verkörpert sehen und diesen grüßen? Beim Betreten einer Kirche, auch der eines andern Bekenntnisses und auch wenn sie leer ist und keine gottesdienstliche Handlung stattfindet, ziehen wir doch auch alle den Hut ab — ist dieser Vergleich etwa Lästerei? Wenn wir das Göttliche und das Vaterland in ihren Sinnbildern grüßen, ist das doch wohl noch kein Heidentum. — Nicht immer werden solche Meinungsverschiedenheiten so höflich ausgefochten wie diese in dieser Zeitung, es ist wohl auch nicht immer möglich, denn nicht

immer handelt es sich um bloße Gewohnheiten, aber manchmal ginge es vielleicht doch; auch das ist hübsch an diesem Zwischenfällchen.

Daß die *Semaine littéraire* vom 22. Brachmonat sich so gründlich mit deutschschweizerischem Schrifttum befaßt und neuere Werke von Schaffner, Bernoulli, Bühler, Schrag und Bänninger mit so viel Verständnis bespricht, ist sehr freundlich; daß sie dabei von der Suisse allemande und nicht *alémanique* spricht, wollen wir dankbar feststellen; daß Professor François, wenn er auch der Seele mehrere „kostbare kleine Vaterländer“ zugesteht, nur der patrie essentielle, dem Heimatstaate das Recht gibt, unser Blut zu verlangen, wird man, zumal von ihm, sehr vernünftig finden; wir machen das ja auch so, und was ihm die Landschaft um Rom, das Languedoc und die Isle de France, das ist für uns vielleicht Island, der deutsche Rhein und der Thüringerwald. Hingegen kann eine so ausführliche Besprechung eines höchst törichten Buches des alldeutschen Scharfmachers Kurd von Stranz (Unser völkisches Kriegsziel) die Leser doch nur unnötigerweise beunruhigen. Der Berichterstatter sagt ja selbst, man dürfe diesen Herrn ja nicht als Wortführer der Deutschen betrachten. Eine so gründliche Beschäftigung mit einem so wertlosen Buche ist aber nicht bloß geeignet, von Deutschland selbst ein Zerrbild zu schaffen, sondern auch das Mißtrauen gegen uns Deutschschweizer zu wecken, und man muß sich schließlich gar nicht wundern über jenen Witz der „Tribune“, denn dieser Kurd verlangt in der Tat von uns Deutschschweizern, daß wir die italienische und die französische Schweiz „sprachlich wiedererobern“ und verspricht uns dafür das Eschental und — das Beltlin!

Endlich sei noch dankbar anerkannt, daß unser Freund Konrad Falke, wenigstens nach st. gallischen Berichten über seinen dort gehaltenen Vortrag „die Gefahren der Schweiz“ unter diesen Gefahren den Deutschschweizerischen Sprachverein nicht aufgezählt hat.

Die Frankfurter Zeitung bespricht in freundlichen Worten den Vortrag, den unser Otto von Greyerz s. J. in der Deutschschweizerischen Gesellschaft Basel über „die deutsche Sprache in der Schweiz“ gehalten hat und der dann in den Süddeutschen Monatsheften und als Flugschrift des Dürerbundes erschienen ist. Die Schrift ist zu 30 Rp. bei unserm Geschäftsführer (Postcheck-Rechnung III/607) zu beziehen und sei unsern Lesern bestens empfohlen.

Briefkasten.

E. B., J. Jener St. Galler wird nicht alle Grundformen der Zeitwörter auf *d* gebildet haben, sondern nur (wie in Ihren Beispielen) die nach *z*: *z'helfed*, her *z'stelled*, aber das war keine Schulle des Mannes, sondern eine mundartliche Erscheinung, die man in Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen-Stadt und Fürstenland und Appenzell trifft. Es ist eine merkwürdige Form, die genau dem lateinischen *Gerundium* entspricht. Im Althochdeutschen hatte man für Wes- und Wemfall der Grundform der Zeitwörter besondere Ausdrücke: *helfannes* und *helfanne*, mit *ze* hieß es also *ze helfanne*. Dieser Gebrauch hat sich im Mittelhochdeutschen erhalten: *ze helfenne*. Daneben setzte man früh auch die bloße Grundform *ze helfen*, aber aus der ältern Form *ze helfenne* ist im spätern Mittelalter nach einer auch sonst auftretenden Neigung *ze helfend* geworden. Dieses angetretene *d* ist ein bloßer Uebergangslaut, der sich (auch als *t*) nach *n* gebildet hat im Auslaut von *mond* (mhd. *mane*, schweizerdeutsch immer noch ohne *d*), *jemand* und *niemand* (mhd. *iemān* und *nieman*), im Inlaut von *namentlich*, *ordentlich*, *meinetwegen*, *seinethalben* usw.) und der besonders in den Mundarten beliebt ist (anderst, *Burscht*, *Sind für Sinn* im Loggenburg). Vor einem *d* oder *t* ist in Endungen ein *n* in unserer Mundart ziemlich regelmäßig ausgefallen (nebet und *zwißchet*, *Doged*), manchmal sogar im Schriftdeutschen (meinetwegen, *seinethalben*). So kann ein Satz zustande kommen wie: Dem Ma ist nöd *z'helfed*.